Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 54 (1980)

Artikel: Journal : vom 11. Januar 1979 bis zum Februar
Autor: Dean, Martin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-559212

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Martin Dean

Journal

vom 11. Januar 1979 bis zum Februar

«Die Vergangenheit abändern, heisst nicht etwa, einen einzigen Vorfall ändern; es heisst vielmehr ihre Folgen, die bis ins Unendliche gehen, austilgen.» JORGE LUIS BORGES

Bemerkung: Neben den üblichen Leitmotiven, den Wiederholungen, den Assonanzen, aber auch den übergeordneten und unterirdischen Strukturen, möchte ich ein für mich zentrales Motiv kurz hervorheben: die Vermittlung von körperlicher Erfahrung mit der geistigen. – Das vorliegende Journal unternimmt den Versuch, den somatischen Anteil jeder Erfahrung, seis in der Wahrnehmung, seis in der unmittelbaren Betroffenheit, in die Sprache zu retten. Die Distanz, die aller Sprachleistung zugrundeliegt, soll so nicht bloss als eine zum vergangenen Geschehen, sondern ebenso als dialektische Annäherung an den stummen Körper begriffen werden.

Bereits das Motto verweist darauf, dass es mir nicht darum ging, blosse Erinnerungen einzuholen. Ausdrücklich verstehe ich das Geschriebene als einen Eingriff in die Vergangenheit. Authentisch insofern, als an der Ganzheit der Momente ein Muster, ein Rhythmus, ein Tempo sichtbar wird. Fiktiv insofern, als dass Biographie immer etwas Erfundenes ist.
Geschrieben 5. Juni 1979

– Freitag, 11. Januar. – Abfahrt auf der Autobahn N1 von Zürich über Winterthur nach St. Gallen. Ein fahler, nebliger Mittag. R und ich sitzen im kalten Deux-Chevaux, reden und rauchen. Über Nacht hat es unerwartet stark geschneit. Meterhohe Schneemulden säumen den Strassenrand. Auf der Fahrt nach Zürich, am frühen Morgen, habe ich die Schneeräumungsfahrzeuge gesehen. Gespenstisch ausgestreutes Blaulicht. Eine matte Sonnenscheibe, die hinter den weissgetünchten Hügeln heraufschlich... Auf der Autobahn Zürich–Winterthur ist der Schnee bereits weggeräumt. Ich kenne die Strecke gut, weiss fast jede Biegung, jedes Verkehrsschild im voraus. Erinnerungen schwemmen herauf, lösen sich ab zu selbständigen Bildern. Erinnerungen an meinen zweijährigen Aufenthalt in Gonten Appenzell. «Der Schatten in Gonten.»

– Auf der Strecke zwischen Winterthur Ohringen und Gossau hören wir uns auf dem Autotonband das Theaterstück von Thomas Bernhard mit und über den alternden Schaupieler «Minetti» an. Minetti: «Kunst und Angst!»

– Ankunft in Trogen, Appenzell Ausserrhoden. Ich bemerke zum ersten Mal den vollen Umfang meiner Befangenheit dieser Landschaft gegenüber. Meine Wahrnehmung, verstrickt in unzählige Déjà-Vu-Erlebnisse, kann sich von Vorurteilen nicht freimachen. Ein blinder Automatismus stellt nurmehr die Unterschiede fest. Unterschiede, Differenzen im Rahmen einer auffälligen Kongruenz zu früheren Erfahrungen.

– Nachdem wir mehrere «Kafi-Chrüter» getrunken haben, machen wir uns auf den Marsch zum Haus. Der ringsum liegende Schnee blendet uns. Innerlich, zumindest irreal, versunken in bläuliches Licht liegen die Berge. Schroff der Alpstein, Erinnerungen an den Säntis bei Sommer.

– Wir gehen auf einer Landstrasse. Es herrscht absolute Stille, in der nur unser keuchender Atem und das trockene Knirschen der Schuhe im hartgetretenen Schnee hörbar ist. Als chronische Raucher geraten wir bald einmal ins Schwitzen und ringen nach Luft. Ich frage mich nebenbei, ob die Kälte und der Schnee daran Schuld sind, dass wir unverhältnismässig viel Lebensmittel eingekauft haben. (Vielleicht sind die Lebensmittel in unsrem Unterbewusstsein zu Überlebensmitteln geworden?)

– Nach längerem Marsch, der alsbald seine Mühe verliert und zu einem schönen Spaziergang durch den tiefverschneiten Wald wird, erreichen wir nach mehreren Biegungen und in einer abgelegenen Talsenke verborgen das Bauernhaus. Der Geruch des Holzes, der bissige, wärmelnde Gestank des Kuhstalls, die Geräusche, aber vor allem die Stille des Hauses schliessen sich für mich zu einem einzigen Eindruck, der zugleich schon Erinnerung ist. Diese amalgamiert sich mit meiner gegenwärtigen Wahrnehmung. (Im Nachhinein fällt mir auf, dass meine gesamte Wahrnehmung während dieser zwei Tage nie einfach feststellend, sondern immer vergleichend gewesen ist.)

Ich stehe meinen plötzlich auftauchenden Erinnerungen misstrauisch gegenüber. Ich erschrecke ob der bestimmten, komplexen und emotionalen Präsenz. (Alles kann Anlass, Auslöser einer Erinnerung sein. Nichts, das ich hier sehe, fühle, betaste, rieche und höre ist einfach. Alles ist nur, insofern es sofort mit meinen vergangenen Eindrücken verglichen werden kann.)

– Es ist dermassen kalt hier, dass mich das meinem Körper, dem Gespür meines eigenen Körpers entfremdet. Ohne unseren Körper zu bewegen, sitzen wir hier in der ungeheizten Stube, trinken den eher bitteren Kalterer aus dem Coop-Lädeli, rauchen und reden. Meine Glieder kalten spürbar ab. Der

Schweiss, der während des Marsches eine wärmende Schicht abgegeben hatte, trocknet nun in der Wolle ein und wird klebrig. Die Ereignisse finden ausschliesslich im Kopf statt. Sämtliche Gebärden werden abgehakt, zielgerichtet, fast aufdringlich zielbewusst. Kein Luxus der Bewegungen mehr. Unendliche Entfernung von der sexuellen Vereinigung.

– Meine sinnliche Präsenz erfahre ich erst wieder, als ich im Laufe des Nachmittags – ein immer zeitloser werdender Nachmittag – am stillsten Örtchen des ohnehin schon stillen Hauses den kreiskörmigen Deckel zur Lochscheisse entferne und mir die beissende Geruchsmischung ins Gesicht schlägt. Augenblicklich ziehen sich meine Schleimhäute zusammen, auch andere, kräftigere Muskeln tun dasselbe. – Im Übrigen ist der Geruch nicht einmal so abstossend. Je länger man ihn einatmet, desto angenehmer wird er.

– Beim Anblick der durchsichtigen Haferflockenbüchse im Küchenregal erinnere ich mich daran, dass ich in meiner Kindheit oft Haferflocken in warmer Milch mit Kakao gegessen habe. (Ein Satz von Frau St., der Mutter von R, lautet: «Wer heisse Schokolade trinkt, hat ein Bedürfnis nach Geborgenheit.» – Ein Satz meiner Mutter: «Wer Haferflocken roh isst, kriegt Würmer im Bauch.»)

– draussen Schnee, Schnee, Schnee...

– in der Stille dieser Abgeschiedenheit: die allmähliche Verwandlung in ein lautloses Dasein. Die Geräusche sind voneinander isoliert; sie sind vereinzelt und bedeutungsschwanger. Sie schälen ein gewisses Mass an Einsamkeit heraus.

– «Kunst und Angst!» – Thomas Bernhard

– Plötzlich verspüre ich das Bedürfnis nach einer laufenden Uhr an der Wand. Vielmehr nach dem Geräusch, dem stetigen Ticken einer laufenden Uhr. – Schliesslich stelle ich die an der Stubenwand hängende Kuckucksuhr wieder an. Als wir zum ersten Male den Kuckuck aus seinem Gehäuse herausjucken sehen, müssen wir lachen. Seltsamerweise erscheint uns dieser normale mechanische Vorgang als öbszön. R erinnert sich daran, wie ihm als Kind dieser herausjuckende Kuckuck irgendwie als «Schnäbi» vorgekommen sei und er damals, allem Anschein nach, seine erste Kastrationsangst erlebt habe.

(Später frage ich mich, ob mir deshalb vieles gleich als obszön erscheint, weil ich auf sinnliche Bewegungen gar nicht eingestellt bin. Gibt es Bewegungen, bei deren Anblick gewisse Stauungen gelöst werden? Gibt es «obszöne» Bewegungen? Etwa Bewegungen einer Striptease-Tänzerin, oder eines Exhibitionisten? Was an einer Bewegung schliesslich ist obszön? Sind es die Bewegungen, die, wenn auch nur noch entfernt, an den Akt erinnern?)

– Samstag. – Die häufige körperliche Anstrengung der Spaziergänge durch den zumeist meterhoch liegenden Schnee wird zum einzigeen sinnlichen Erlebnis dieser Tage. (Schwitzen, Rhythmus des Gehens und Sprechens, allmähliche Erwärmung des Körpers und Anpassung seines Tempos an die Formen der Landschaft.)

– Seit vier Stunden bewegen wir uns auf der Dorfstrasse von Urnäsch auf und ab. Es herrscht dichtes Schneetreiben, kalter, schneidender Wind. Mit uns auf der Strasse ist eine Menge Volk, das sich die Hände reibt und mit den Füssen auf den Boden stampft. Von weither betrachtet hätte diese Szene eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Winterbild mit Bauern von Breughel dem Älteren.

Im Mittelpunkt dieses kleinen Volksfestes, das fast ausschliesslich von der einheimischen Bauernbevölkerung getragen wird, stehen die Chlausgruppen von Urnäsch. Vorab die «alten Chläuse», die wir nach einer Stunde Warten zum ersten Mal vor uns auftauchen sehen. Sie tauchen vor uns auf aus dem Schnee wie Naturwunder, schreckhaft, beängstigend, furchteinflössend und bedrohend. Ihr Kostüm, hinter dem sie fast vollständig verschwinden, ist aus Tannengeäst, Rinden und knorrigen Baumschuppen zusammengestückt. Das Gesicht verdeckt eine schwere hölzerne Maske mit primitiven, groben Zügen. Lachende, boshafte, grinsende oder grimmige, auch anzügliche Gestalten. (Minetti über Ensors Maske: «... die ganze Schauspielkunst, die gesamte klassische Literatur auf dem Kopf, vor dem Gesicht haben! Ungeheuerlich. Eine Perversität!»). – Die Masken der «alten Chläuse» sind teuflische, dämonische Fratzen, bestimmt auch dazu, das Volk zu erschrecken, vorab die Angehörigen des weiblichen Geschlechts, was noch immer bis zu einem gewissen Grad zu gelingen scheint.

Auch ich lasse mich beeindrucken. Ein wenig mitgenommen, eingenommen von der bissig kalten, schönen Stimmung, versuche ich durch das Schneetreiben hindurch den doch vielfältigen Ausdruck dieser dumpfen, tierischen Gesichtsmasken auszumachen. Unwillkürlich assoziiere ich damit chthonische Urgewalten, die von der christlichen Pseudoreligiosität abgewürgten Fruchtbarkeits- und Todeskulte, zu denen wohl auch Fasnacht und Silvester zu zählen sind. Aus der Tiefe der zusehends zugeschneiten Land-

schaft, aus einer weitweissen Ebene, irgendwo aus dem weissen, blankgefegten Nichts, scheinbar fern hinter den vereinzelt daliegenden Bauernhöfen und Weilern tauchen die ersten Chlausgruppen auf, nähern sich leise singend und tänzelnd dem Dorf. Unwirklich bleibt der Klang ihrer Glocken, irgendwie zu hell, zu ferne. – Im Laufe des Nachmittags wandern sie nun von Hof zu Hof, schwingen ihre Glocken wie übergrosse Geschlechtsteile und stimmen diesen seltsam melancholischen, leise zerdehnten, wie tiefes Wehklagen sich ausnehmenden Gesang an. R äussert sein Erstaunen darüber, dass dieser weiche, sehr verhaltene Gesang in der oberen Tonlage von Männern, von rauhen, gefühls- und wetterfesten Bauern und Knechten getragen wird. Starken Eindruck auf mich machen vor allem ihre Bewegungen, mit denen sie die Glocken schlagen, wie obszöne Werbetänze, Aufforderungen, Bezichtigungen, Entblössungen, ekelerregend und erstaunlich archaisch.

Gegen fünf Uhr senkt sich ein bleierner, undurchsichtiger Himmel herab. Das Fest verlegt sich nun von der Strasse weg in die Beizen. Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, noch einen freien Platz zu ergattern. Es gelingt uns schliesslich doch, zuhinterst in einer von Bauern und Dorfleuten überfüllten Beiz platzzunehmen. Unter der Einwirkung von zwei, drei Flaschen Weisswein tauen auch alsbald unsere erstarrten Glieder wieder auf. Wir tauschen unsere Eindrücke, geraten dann in eine längere Diskussion über diesen Brauch, den wir mit anderen Fasnachtsbräuchen, unter anderem auch mit dem Karneval in Trinidad zu vergleichen suchen. In regelmässigen Abständen betreten nun Chlausgruppen die Beiz. Allmählich werden die «alten Chläuse» rarer und werden stattdessen durch die «neuen Chläuse» vertreten. – Schon auf den ersten Blick sind die «neuen Chläuse» lustiger, frivoler, leuchtender und festlicher und ganz und gar nicht mehr bedrohlich. Sie tragen samtene Trachten, türkis, rot, auch juckendes Eigelb, brokatene Gürtel, Goldverzierungen an Ärmel und Säumen und Ohrenringe. Vor allem ihre Hüte, ein weitausladender, hochaufgeschossener Querschnitt aus naiver Deco-Art, blankem Kitsch und flüchtiger Assonanz an die Bauernkunst, geben uns zu denken. So gross wie kleine Kinderkripplein, Puppenhausminiaturen, leuchten an ihnen niedliche Glühlämpchen auf im Rhythmus der Grossstadtreklame, nackte Elektrizität, daneben urwüchsige Szenen aus dem hiesigen Sennen- und Älplerleben, gezuckert mit süsslichem Schnee. Dieses kokette Angebot aus Shoppingcenter, Puppenstube und Heimarbeit – das alles noch zur unverfälschten Volkskunst gerechnet – erinnert uns stark an die Bräuche ärmster Länder, vorab südamerikanischer, die dem billigsten Tingeltangel noch den Schein von Kunst, zumindest festlich-feierlicher Dekoration abgewinnen.

– – – – – –

– Aarau. – Bin im Café Sevilla. Ein irritierender, mir trotzdem sehr bekannter Ablauf ist im Gang. Ich merke, wie Tausende, Millionen von kleinen Käfern in meinem Körper hausen. Wie sie da herumkribbeln und krabbeln, wie ein emsiger Ameisenhaufen, immer hart entlang den Blutbahnen oder in den Venen und Arterien selbst. Ich merke, wie sich auf meiner Stirn der kalte Schweiss sammelt, je länger ich rauche und trinke. Ein dünnes, netzendes Tuch, das ich mit dem Handrücken immer wieder fortzuwischen suche. Mir ist unwohl. Ich spüre eine Verdickung im Hals, einen Klumpen, einen ekligen kalten Knoten. Manchmal, beim Anzünden einer neuen Zigarette, meine ich meine Lungenflügel zu verspüren, wie zwei schwere, tropfende Eiszapfen. Wahrscheinlich habe ich bereits Fieber. Und es sind nur noch drei Tage bis zum Abflug...

– Freitag. – Ich springe und laufe durch den nasskalten Wald. Bisweilen gleite ich aus und denke: Was für eine lächerliche Übung! Ich sehe kaum etwas. Zumindest nichts vom Wald. Nur lauter Bäume, einzelne Stämme, auf die ich zulaufe, keuchend an ihnen vorbeilaufe, ohne sie zu berühren. Ich schwitze. Die drohende Krankheit liegt wie ein unfassbarer Gedanke, wie ein russiges Loch in mir. – Zuhause lasse ich ein Bad einlaufen, glühend heiss. Wieder schwitze ich, dass mir der Schweiss in dünnen Bächen über den haarigen Körper rinselt. In meiner Linken halte ich ein Glas heissen Rum. Ich schaue an meinem Körper herunter, geniesse dessen lächerlichen, grotesken Anblick. Und empfinde nichts dabei. Keine prickelnde Erotik, kein aufstehendes Glied. Nur erbärmliches Fett, Fleisch und Muskel. Und der Gedanke: Auch das bin ich. – Als ich dann aus dem Wasser steige, habe ich bereits 39 Grad Fieber.

------Wie eine Gruppe wartender Geschäftsleute stehen die gepackten Koffer neben meinem Bett. Ich liege da mit geschwolleneem Hals, fast 40 Grad Fieber, und versuche nicht mehr daran zu denken, dass der Flug nach Südamerika nun ohne mich stattfindet.

– tagtäglich, da ich so auf dem Rücken liege und die Welt in der Ferne passieren lassen muss...

– jeden Tag verbringe ich fünf bis sechs Stunden vor dem Fernseher. Die Zeit von der Dämmerung, draussen, bis um Mitternacht. Wie ein Schwachsinniger fresse ich dieses Blaulicht in mich hinein. Diese ganze Medien-

scheisse, die andauernden, sich in ihrer Essenz wiederholenden Nachrichten, Spielfilme und Werbeeuphorien, die ich dann hinterher immer mit aller Kraft rationalisieren muss.

– meine Angst vor den Bildern ist die in den Bildern selbst enthaltene, stumme Angst.

– je länger ich liege, desto mehr verliert alles um mich herum seine Dynamik, kaltet zu Bild ab. Die gerade gesprochenen Worte, die ich doch nur gedacht habe, die einhellige Front der Bücherrücken im Regal, die grüne, lautlose Wiese, die Landschaft vor dem Fenster, der unaufhörliche Regen.

– Nachrichten, die mich richten. – Wie komme ich zurecht, wenn ich einen Abend lang in den sich wiederholenden Nachrichten von den Flüchtlingen auf der Haiphong sehe und höre, von den Unruhen in Rhodesien, von der Erschiessung Unschuldiger in Nicaragua, vom Ausbruch eines Vulkans, von Kernkraftwerkunfällen? Wie wehre ich mich liegend gegen diese Bilder?

(Den abstrakten Begriff des Unrechts rationalisieren, um nicht plötzlich vor Aggression zu platzen.)

– das abstrakte Unrecht der Medienbilder – das konkrete Leiden an Ort.

– Gustav Mahler: ....wo die schönen Trompeten/um Mitternacht/ich bin der Welt abhandengekommen...

(Wie schön ist doch die Musik! Wie befreiend von den Inhalten! Wie schön und befreiend, dass es die Kunst noch gibt!)

– einer der ungezählten, ununterbrochenen Tage, die ich im Bett liegend, mit der Lektüre von Borges zubringe. – Heute Nachmittag hat es wieder heftig zu regnen begonnen. Am Morgen unternahm ich den ersten Spaziergang, wobei sich mein Körpergefühl allmählich wie aus Hunderten von Decken herausschälte. – Jetzt, gegen vier Uhr, scheint der Regen abzuklingen. Die grüne Wiese jenseits meines Fensters atmet stumm. Unmerklich geht der Regen nun in Schnee über...

– – – – – –

– bei der Lektüre meiner Tagebücher: es ist, als würde ich, ewig fahrend bei diesen Rückwärtsreflektionen um einen Kegel im leeren Raum steuern, der sich selber dreht. (Jedes Tagebuch müsste beim Vergleich mit den noch verbliebenen Erinnerungen neu geschrieben werden. Dabei würde sich die Zeit umkehren: in die Vergangenheit schreiben wäre doch ein gegenwärtiger Akt, der in die Zukunft mündet. Andrerseits scheint sich mitunter beim Lesen des Tagebuches die Zeit zu stauen.)

– Freitag, 27. 1. 79. – Einen Tag vor dem Abflug. Spaziergang mit A am Hallwylersee. Von neuem hat in diesen Tagen starker Schneefall eingesetzt. Auf der flaschengrünen Oberfläche des Sees treiben hauchdünne Eisscheiben. Geknickte Strohhalme ragen aus dem Wasser, spiegeln und brechen sich zu Sternen, Dreiecken und Kreuzen. –

Unsere Gegenwart ist sehr dünn. Aber trotzdem schiebt sich keine Kälte zwischen uns. Immerhin sind ihre Lippen blau, gefroren die Worte. Und die Gefühle rittlings über den Bodensee.

(A erinnert sich an die «Seegfrörni» anno 63. Damals versuchte ein Mann in einem Lastwagen den zugefrorenen See zu überqueren, brach jedoch kurz vor Seengen ein und ertrank im untergehenden Fahrzeug.)

– – – – – –

– – – – – –

– Samstag. – Flight SK 357, SAS, Destination Port of Spain, Trinidad, Time of Departure 12.55.

– Da ich nicht zum ersten Male fliege, beginnt mich der Flug bald einmal zu langweilen. Wie alle Passagiere an Bord bin auch ich einem zweckmässigen, aber doch nivellierenden Zeremoniell unterworfen. Wieder tritt meine Mühe zutage, zu Beginn solcher und ähnlicher Inszenierungen der Massen meine Individualität für mich selbst aufrechtzuhalten. Den Flug selbst empfinde ich längstens schon nicht mehr als ein «technisches Wunder», sondern schon eher wie eine faustische Hybris. Ich stelle fest, dass der Mensch im Laufe der letzten drei Jahrtausende jedem Tier seine spezifische Überlegenheit geklaut hat. Jetzt fliegen wir wie die Vögel, tauchen wie die Fische, rennen schneller als die Antilope oder der Gepard. Und werden eines Tages, kollektiv und artverbunden, als Rasse verrecken, wie die Dinosaurier, nur etwas schneller. – Aber nicht nur das. Mit dieser zeitweiligen Aufhebung der Gesetze der Schwerkraft, bzw. deren Überwindung, haben wir auch die Natur hinters Licht geführt. So, wie wir das ja auch tagtäglich mit unserer inneren Natur tun. Schwerkraft, das Symbol meiner Erdgebundenheit, transzendiert im Augenblick, jammervoll und melancholisch zu einer erfüllenden, glücksspendenden Eigenschaft. So schwerfällig, so ungeheuer plump, so

unendlich einfältig möchte ich sein. Einmal ohne Skrupel von allem Fortschritt zurückwachsen können!

– Durch den Aufstieg des Flugzeugs auf etwa 10000 Fuss, schwebend jetzt über wattigen Wolken, ist mir mein Körpergefühl vollkommen abhanden gekommen. In den Ohren staut sich lästiger Druck. Mit kindlicher Sehnsucht, eben weil nichts anderes zu erwarten ist, warte ich auf das Essen. Gar nicht etwa, weil ich hungrig wäre, sondern weil es mir die unausgefüllte Zeit des Wartens verkürzt. Es wäre jetzt ganz angenehm, wieder einmal ein paar wenige, zielgerichtete, nützliche Gesten verrichten zu dürfen.

– Körperhaltungen: aufrecht sitzen. Beine durchgestreckt. Füsse übereinandergeschlagen. Arme auf die Lehne gelegt. Arsch fest im Sessel. Gesicht stur nach vorne. (Der Zigarettenrauch dringt durch einen absolut unbeweglichen Körper. Was fliegt eigentlich? Der Geist?)

– Ich probe alternative Haltungen durch. Probe im Geist alle Verrenkungen durch. Mache Turnübungen am Reck. Krieche durch abscheulichen Bodenschlamm. Schlafe mit einer Frau im auf- und abschwankenden Rhythmus des Flugzeugs, ganz langsam, ohne Orgasmus. Ich probe schliesslich Körperhaltungen und Bewegungen aus, die es gar nicht gibt.

– die am Horizont schwimmende Kette der Alpen taucht im Wolkenmeer unter...

– eine Insel im Meer, blaugrün gescheckt und eine flache Scheibe, taucht auf und verschwindet...

– Hans im «Schnäggeloch»: «der Hans im Schnäggeloch hat alles, was er will. Und was er hat, das will er nicht. Und was er will, das hat er nicht...»

(Eigentlich eine Parabel für geistige Existenz. Die Bewegungsfigur des Erinnerns, des Wünschens, des Spekulierens. – Zumindest eine Figur, die ich selbst verflucht genau kenne und deren stetige Frustration ich bis ins Detail erfahren habe. Scheisse!)

– erstens synästhetisches Erlebnis: mit samtenem, rauchigem Jazz von Herbie Hancock langsam, fast schleichend in das stofflose Gewebe der Wolken einzudringen, Tausende von kleinen Explosionen zu verspüren, prickelnde Hautoberfläche, gebrochene Sonneneinstrahlung, Prismen, Synkopen, Mystik und Sex. (Der lautlose Flug über ein transzendentes, haarfein gekräuseltes Blau ist kühlste, fernste und schwebendste Erotik!)

– Ich höre: Herbie Hancock – No means jet/The Crusaders-Cosmical/Earl Klugh-Magic in your eyes/Quincey Jones-Tell me a bedtime story.

– Nachts um 0.30 MEZ (19 Uhr), landen wir in Barbados. – Übernatürlich heisse Luft. Sonnenuntergang in der karibischen See. Die Geräusche sind auf einmal lauter, intensiver. In der Wartehalle, überall auf dem Boden verstreut, Büchsen, Zigarettenkippen und Coca-Cola-Flaschen. – Schwarze, glänzende Haut. Summende Ventilatoren. Schwitzen, Übelkeit, Rauchen. – Weisse, krebsrote Touristinnen aus good old England (?), Albernheiten. – Fremde Sprache. Gesprochen, gerufen, geflüstert, geschrien.

Müdigkeit

Dicke, tuchdicke, keimende, spermende, quillende Luft. Zitternde Nacht. Schwelende Piste. Traumwütig.

– Sonntag. – Noch im Halbschlaf dringen die neuartigen Gräusche auf mich ein. Ich weiss nicht, ob ich wach bin oder träume. – Klirren, Hämmern, Krosen – ein harter Schlag... Vogelgezwitscher. Ich rätsle an der Herkunft dieser Geräusche herum. Vermag sie dennoch nicht zu identifizieren. Sind es Geräusche aus einem Traum?

– Um neun Uhr stehe ich unter der Dusche. Bereits schweissgebadet. Die Dusche, das ist ein kümmerlicher Holzverschlag im Garten, mehr Astlöcher als Deckung. – Als ich mich eingeseift habe, versiegt das Wasser, langsam, bedächtig, schicksalshaft, boshaft in einzelnen Tropfen. Ich verfluche meinen Eifer. Eingeseift bis zum Hals bleibt mir nichts anderes übrig, als mich abzutrocknen.

Das Wasser, das im Haushalt fehlt, schwemmt jetzt draussen in Unmengen über die Strasse. Ein Hydrant scheint defekt. Niemand kümmert sich darum. Morgen ist auch noch ein Tag. Man hat Zeit, wie im Paradies.

– noch immer ein wenig Halsweh...

– Curepe. – In leichten Hosen und hemdsärmelig gehe ich durch die Strassen. Es ist später Nachmittag. Über Mittag wäre dies nicht möglich gewesen. Um diese Zeit steigt die Hitze beinahe bis auf 40 Grad im Schatten. Jede Bewegung wird zu einer unmenschlichen Anstrengung.

– Im Schatten von ein paar wenigen Palmen liegen die improvisierten Wellblechhäuser. Ärmliche Baracken, einfach zusammengezimmerte Räume, offen gegen die Strasse zu, man sieht bis in die Schlafzimmer. Trottoirs und Strassenkreuzungen sind bevölkert mit Schwarzen. Die reicheren Inder

hocken etwas ausserhalb des Dorfes, vornehmlich in ihren amerikanischen Luxusvillen. – An einer Strassenecke gibt es eine Bar. Ein eingewinkelter, dunkler Schuppen, wo sie stehen und reden. Und saufen. Die Bevölkerung, die Schwarzen hier auf der Strasse gehören zum gesellschaftlichen Proletariat, mittellos und unterprivilegiert. Fast durchwegs sind sie Alkoholiker oder Süchtige. Und dick und aufgeschwemmt sind fast alle. Ein wenig unförmig, haltlos und tollpatschig im Gang. Derbe, einfache und fast ausdruckslose Gesichter.

– Im kleinen Garten hinter dem Haus, geschützt vom Treiben der Strasse, lese ich mich wieder in die lateinamerikanische Literatur ein. Borges, Gabriel Garcia Marquez, Bioy-Casares etc. – Auffallend die spröde, harte, fast felsige Sprache von Borges. Ihr knapper, durchwegs unterlaufener Gestus. Kontrastierend dazu die starke Sinnlichkeit seiner Metaphern, ihre Anschaulichkeit. Und, bei Borges und Marquez, der fast vollständige Verzicht auf Psychologie, um die Figuren zu definieren. Dadurch geraten diese ausgehöhlter, marionettenhafter, werden bei Borges zu blossen Statisten im Spiel des magischen Surrealismus. Die Figuren sind nicht mehr als der Schnittpunkt eines logischen Problems, eines philosophischen Theorems, oder einer mythologischen Phantasie.

(Rührt dieser Verzicht auf die psychologische Dimension nicht vom Fehlen einer humanistischen Tradition her? Oder hängt dies mit dem Fehlen einer «Ethik» zusammen? – Definiert sich das Individuum bei Borges, bei Marquez, möglicherweise in Lateinamerika überhaupt, anders als in Europa?)

– ich umarme und küsse tagtäglich Dutzende von Leuten, die ich vorher noch nie zu Gesicht bekommen habe. Jederman ist ein «friend» oder «old fellow».

– die anfängliche Lust, das anerzogene Reinlichkeitsprinzip zu übertreten, weicht bald dem Eindruck des Alltäglichen. Die jahrhundertealte Abgewöhnung des Europäers, seine allmählich grösser werdende Distanz zu allem, was er isst, kann keinen rein praktischen Zweck haben. Womöglich bewirkte diese Distanzierung, nicht nur vom Essen, sondern ebenso von allen primär lebenswichtigen Tätigkeiten wie Schweissen, Waschen, Furzen usw. auch eine Entfernung vom eigenen Körper. (Das «Grausame» des Essens wird durch die Verpackung und Zurichtung auf dem Teller cachiert. Gabel und Messer wiederholen nur noch rituell den realen Akt des Tötens und Zerteilens der Nahrung.)

– auf der Fahrt nach Port of Spain: ein Schwarm von riesigen, hässlichen Aasgeiern, Hobos, über den Abfallhalden entlang der Highway.

– Tarnung. – Die Vorratsbüchsen in der Küche sind alle überzogen mit einer mehligen, rostigen Patina. Darunter wäre die grelle Kunstschrift oder das kitschige Design einer indischen Nahrungsherstellerfirma zu sehen. (Maharaj & Sons, Dehli)

– das Licht verändert die Wirklichkeit...

– es ist nie ganz still. Über Mittag fallen jeweils zehn grosse Tropfen auf die Blätter des Bananenbaums. Dann ist der Regen vorüber.

– «Dienstag gegen Abend drückte und schmerzte das Wasser wie ein Leichentuch ums Herz. Die Frische des ersten Morgens begann sich in heisse, zähe Feuchtigkeit zu verkehren. Die Temperatur war weder kalt noch warm; es war die Temperatur des Schüttelfrostes. Die Füsse schwitzten in den Schuhen. Man wusste nicht, was unangenehmer war, die nackte Haut oder die Berührung der Haut mit den Kleidern. Im Hause hatte jede Tätigkeit aufgehört. Wir setzten uns auf die Terrasse, betrachteten aber nicht mehr den Regen wie am ersten Tag. Wir fühlten ihn nicht mehr fallen.» (Gabriel Garcia Marquez: Isabels Monolog beim Betrachten des Regens in Macondo, 1955)

– über die Figuren in Marquez Erzählungen der «Grossen Mama»: Kaum, dass ich zwei oder drei dieser Geschichten gelesen habe, vergesse ich die Handlung wieder, noch schneller die Figuren. Das Vergessen trifft mit einer lästigen Regelmässigkeit ein. Jedoch vergesse ich nie alles. Irgendein Eindruck bleibt, eine vage Berührung, ein Schatten der Betroffenheit. Versuche ich mich dann an eine Figur heranzuerinnern, erscheinen meinem Gedächtnis blosse Bilder von Landschaften, von leeren Zimmern, aber nicht von Menschen.

(Einleuchtend vermag erst die Psychologie eine Romanfigur zu individuieren. Psychologie nicht als Wissenschaft, sondern – wie etwa bei Dosto-

jewski, dann auch bei Musil oder Broch, – als Deskription. Erst eine dermassen vom Psychologischen gezeichnete Figur vermag sich von der schicksalshaften Handlung zu emanzipieren. Die Figur wird so nicht der Handlung untergeordnet, sondern trägt und lenkt diese womöglich. – Das umreisst, in etwa, den euopäischen Begriff von Individualität.

Anders bei Marquez, vor allem aber bei Borges, wo die Figuren in eine durch Logik oder Geschichte oder durch die ewige Wiederkehr eines Mythos determinierte Wirklichkeit versenkt werden. – Kann man diese Übermacht der Situation über das Individuum auch lesen als Mimesis an politische Ohnmacht und «Ewigkeit» der Verhältnisse?)

– aber dennoch: das Leben fällt auseinander in einzelne, bedeutungslose Bilder. Da die Kausalitäten immer mehr erlöschen, vergeht auch das Denken...

– ein entfernter Bekannter meines Cousins, mit dem ich vorletzte Nacht Whisky getrunken habe, ist gestern Nacht bei einem der üblichen Streits in einer Bar von seinem Gegner mit einem Cutlas enthauptet worden.

– erste Fahrt durch den Urwald ans Meer. – Um zehn Uhr morgens steigen wir in den brandheissen Kingswood von Uncle Sony, preschen mit offenen Fenstern und fliegenden Haaren aus Curepe hinaus, auf der Highway Richtung Port of Spain. Nach ungefähr zehn Kilometern, vorbei an Exxon- und Golf-Oil-Tankstellen, Schuttabladeplätzen und einem zerfallenen indischen Tempel, aufgesogen in einem unbeschreiblichen Verkehrschaos, biegen wir dann nach rechts ab, ins Hinterland. Auf einer engen, bloss durch Schlaglöcher markierten Strasse durchfahren wir dorfähnliche Siedlungen, die, je weiter wir uns von der Highway entfernen, immer ärmlicher und verkommener aussehen. Die Luft wird trockener; dürres, gebleichtes Gras säumt die Strasse. Am Rand steht plötzlich ein nackter Mann an einer Wasserpumpe und wäscht sich. – Ein Stunde später, trockene, farblose Hitze, starker, beissender Geruch des eigenen Körpers, taucht vor uns, auf einen dreimeterhohen Sockel gestellt, eine Statue auf: der Ureinwohner Trinidads!

Ein ziegelroter Indianer ohne Federschmuck, dafür mit einem schmalen Lendenschürzchen. Keine Inschrift auf dem Sockel. Der Ureinwohner, der «Entdecker» Trinidads ist niemand bestimmter, keine «Persönlichkeit», weder Columbus noch Vasco da Gama, nicht Napoleon, nicht Pestalozzi. Nur der anonyme, ziegelrot gebackene Indianer auf dem Sockel, zweieinhalb

Fahrstunden vom nächsten Dorf entfernt, in der Graswüste...

–...andere Denkmäler: die rotweissen Coca-Cola-Plakate; Shell-Oil Companie; Val-Park Supermarket.

(Trinidad ist der Schnittpunkt zwischen der kulturlosen Kultur Nordamerikas und der nichtanerkannten Kultur der Indios und Mestizen Südamerikas.)

–...auf Strassen, die immer noch schmaler und holpriger werden, sich zudem kurvenreich an ersten Hügeln und kleineren Bergen hinaufschlängeln, erreichen wir den Urwald. Eine genaue Grenze gibt es da nicht. Aber irgendeinmal, als ich aufschaue, sind wir mitten im leuchtendsten, sattesten Grün, das man sich vorstellen kann. Zunehmende Kühle, rieselnder Schatten. Grossblättrige, schmalstämmige und sich oft über die Strasse neigende Bäume. Lianengewächs. Feuchte Luft wieder, die den Gaumen belebt. Frische, milde Gerüche und der Schatten von wiegenden Blättern, der über die Haut huscht.

– Gegensätze: die Entfernung zum nachbarlichen Cuba ist unendlich viel grösser als die Entfernung zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Cuba ist verschollenes Land!

Auf der Insel gibt es noch immer zwei Sorten von Menschen: die Reichen und die Armen.

Dann noch die Neger!

Alle sind Alkoholiker.

Keine Lyriker.

Aber meistens noch Fixer und anders herum Geweihte.

Viele sind alles.

Süchtig, betrunken, arm, bekifft, hässlich, krank, unterprivilegiert, und schwarz. Und

Frau.

Natürlich haben die Armen kein Geld für Politik. Und die Schwarzen sind Analphabeten. Und die Reichen haben ihre gutgehenden Geschäfte und keine Zeit für Politik, da sie auch ohne sie für sie betrieben wird.

Also,

gibt es keine andere Politik, nur die, die es schon gibt, und die vergrössert die

Gegensätze.

– Shangoo. – Teufelskulte, Todesriten, Opferzeremonien, Schlachtungen mit wilden Tänzen, Gesang und dem roten Blut der Hähne. Das ist Shangoo in einem Haus an der Ecke in Curepe. Meditationen, Gesang und Trance, berichtet mein Vater, habe er als Schüler allnächtlich in diesem düsteren Schuppen sich ereignen sehen. Meine Verwandtschaft scheint einiges über Shangoo zu wissen. Aber sie spricht wenig und nur ungern darüber. Shangoo ist ein afrikanischer Kult, den Schwarzen vorbehalten. Die Inder praktizieren ihr Puja. Eine kleine, immerwährende Flamme im Garten. Gleichzeitig mit dem Gebet verbrennt man wohlriechende Pulver, Opfer und Huldigung an den Vielgestaltigen.

– nichts fällt auf am Haus in der Ecke, dem Zentrum des Shangoo. Tagsüber ist es ununterscheidbar. Dutzende von nackten Kindern spielen zwischen den Bretterverschlägen. Eine dicke, fettquellende Matrone im grünen Kopftuch glänzt in ihrer Mitte. Sie schläft und dünstet aus. Um sie herum tänzeln die Hähne...

– der Klumpen im Hals ist nicht verschwunden. Er scheint zu wachsen...

– Später Nachmittag. Wir haben eine zweistündige Fahrt durch die Sümpfe hinter uns. In einem Boot mit einem knatternden Aussenbordmotor sind wir auf einem schmalen Kanal in den Urwald hineingeschifft. Hie und da zweigten bald einmal Seitenkanäle ab, Gabelungen taten sich auf, Kreuzungen, und Schlaufen, die uns mitunter befürchten liessen, den richtigen Weg aus diesem Labyrinth zu verlieren. Seitlich von uns glitten in Griffnähe die hellen, grauhäutigen, wie Arme und Gelenke aus dem brackigen Wasser ragenden Stämme und Äste des Sumpfwaldes an uns vorüber. Keine Krokodile waren zu sehen, dafür unheimlich viele bunte Vögel und schlangenartige Baumstämme oder Wurzeln, die wie Äste aus dem Wasser herauswuchsen und sich verzweigten. Dumpfes, spiegelndes Wasser der flüchtigen Kanäle, das weit in diesen Wald eindrang und den Boden vollständig überschwemmte. Gebrochene, aufragende, feucht schimmernde Lianen. Schlangenhäute, geschuppt und glänzend. – (Ich dachte an Borges und dessen sicherlich nicht politisch gemünzten Satz, in einem Labyrinth immer den linken Weg zu wählen, um in die Mitte zu gelangen. Dabei –ist links nicht in einem jeden Mythos die Todesrichtung?). – Jetzt, auf dem Rückweg, versinkt, paradigmatisch schön, ein sengender Feuerball in der Karibischen See. Eine glühend rote, filterdünne, bisweilen irisierende Patina legt sich über das satte

Grün des Sumpfwaldes. Leichter Westwind kräuselt die Oberfläche des Wassers. Stille. Verklärter, romantischer Himmel. Summende Vögel.

(Es befremdet mich, diesen strahlenden «Naturorgasmus» als «schön» zu bezeichnen. Ich sträube mich einfach dagegen. Der verklärte Himmel, der untergehende Feuerball in der Karibik – für mich ist das Postkartenkitsch!)

– Schön?! – Schön wäre der leise rieselnde Schnee auf der flimmernden Mattscheibe eines Fernsehers inmitten der nachmittäglichen Gluthitze in dem mit süssem Hindukitsch verzierten Vorraum einer Slumbehausung!

– wo selbst die Natur simples Sentiment erheischt, mag sich wohl auch kein «ästhetischer Geschmack», kein Urteil für Kunst oder eben für Kitsch herausbilden. Kunst, da sie aus der einheimischen, jedoch verachteten und deshalb grösstenteils liquidierten Kultur stammen müsste, existiert hier nur als Importware, funktionell als Statussymbol. Also gar nicht. Beigetragen zu dieser Unterentwicklung des ästhetischen Urteils hat sicherlich auch die Religion. Während die Kultur der Armut durch Kolonialismus und anschliessende politische Repression sich nicht weiter entwickeln konnte, amalgamierte sich die Konsumgeschmacklosigkeit der mittleren Bürgerschicht mit dem kitschigen, peudoreligiösen Fetischismushandwerk der Hinduismusindustrie gleichermassen wie mit dem jeden ästhetischen Urteils baren American way of live. Eines der wenigen echten Relikte der Kultur Trinidads, das sich auch durch die neokolonialen Verbote durchgemausert hat, ist die Steel-Band!

– sonst überall spürbar: der kalte Nackenschlag der Diktatur.

– es sind noch zwei Wochen bis Karneval. Überall in den Häusern, aus Kellern und Schuppen dringt das rhythmische Trommeln. Botschaften, wie in alten Zeiten, werden so ausgetauscht. Im Fernseher stellen sich jeden Abend die lokalen Gruppen vor. Bereits ist das Fieber ausgebrochen, so sagt man. Und bereitet sich vor auf den breiten Zustrom touristischer Massen. – Das Fieber, das Lebensfieber, ist die Botschaft, die die Trommeln weitergeben.

– Das Tempo der Tage. – Wie oft frage ich mich, ob es nicht sinnlos ist, dies alles aufzuschreiben. Und wenn ich die vollgekritzelten Seiten durchge-

he, im Garten, bei einem Glas Whisky, bleibt der Argwohn über die Auswahl, die ich unbewusst getroffen habe und noch weiter treffen werde. Eigentlich ist nur das, was an den Rändern des Bewusstseins sich sedimentierte, zur Aufzeichnung geworden. Wieviel ist verschwiegen oder vergessen worden.

Ich schreibe nicht auf, was gewesen ist. Vielmehr – im Versuch, gerade Erlebtes, also bereits Vergangenes zu rekonstruieren, ereignet sich Neues. Authentisch sind allein die Pausen, die Auslassungsstriche und der immer wieder gebrochene Rhythmus, der sich daraus ablesen lässt. Das ergibt dann die Geschwindigkeit meines Erlebens, das Tempo der Tage.

– Vielleicht, denke ich, braucht es zur Entstehung dieser Geschichten von Marquez ein solches Klima, eine solche Temperatur und Atmosphäre. Vielleicht ist dieses Gemisch aus Hitze, Feuchtigkeit, Schlaf als Dämmerzustand, antizipierter Tod, der unausgesprochene Hintergrund, auf dem sich dieser düstere, dennoch ganz alltägliche Schicksalsbegriff erst verstehen lässt. Vorstellbar ist zumindest, dass auch hier, in Curepe, ein Dorf «Macondo» existiert, das Dorf aller Dörfer. Eine ungesättigte, unausgegorene Todesstimmung, ein Augenblick Ewigkeit, das Gähnen des trockenen Mundes. Schliesslich die Verzögerung sämtlicher Prozesse bis zum Scheintod. Das Wachsen der Fingernägel. Und immer wieder der Schlaf, die Siesta in der Mittagshitze, weil kein Bewusstsein mehr möglich ist, das sich gegen das Schicksalshafte auflehnen könnte.

Viel von diesem möglichen Hintergrund, von dieser eigentlich brutalen, versengten Landschaft, dem Absterben der Gefühle, dem Ausdörren des Körpers, fällt auch auf die Geschichten von Marquez zurück. Kehrt in ihnen wieder als die Sinnlosigkeit jeglicher Revolte, als leeres Dasein, durchzogen vom reflexionslosen Muster der Ohnmacht. Bei 40 Grad im Schatten zerstreuen sich die Möglichkeiten. Der röchelnde Atem, der trockene Gaumen, die nassklebrigen Haare sind der letzte Anhaltspunkt dafür, dass man noch nicht unter dieser schwelenden Glut begraben liegt.

– Ich bemerke, wie bei mir immer häufiger emotionale Spannungen auftreten, die ich fast zwangsläufig am anderen auslasse. Plötzlich beginne ich wütend im Haus herumzuschreien, als könnte ich mich dafür für zwanzig Jahre mitteleuropäische, schlimmer noch, schweizerische Erziehung entschädigen. Es ist, als schmölzen unter der unsäglichen Hitze die Erstarrungen und Erfrierungen von Jahren auf. Bisweilen erscheint mir schon alles wie ein wahnsinnnig überdrehter, einfach zu realistischer Traum, und auch die einfachsten Selbstdistanzierungen wollen mir nicht mehr gelingen. Mein

blosser Zustand nähert sich einem ungeheuren Extrem an, wo momentane körperliche Gewalt doch plötzlich Befreiung bringen könnte. Unabweisbar wird in allen meinen Reaktionen, in meinem Denken eine Reduktion aufs körperliche Dasein sichtbar. So kurz wie Atemzüge mein Denken. Und jede Äusserung ein Affekt.

– die Zeit, die ich erlebe, ist die Zeit meines Körpers. Es ist die bloss subjektive Zeit, gefächert und beschrieben in meinen Wahrnehmungen dieser Welt. Zwischen meinem Denken und meinem Körperausdruck besteht noch immer jene unauflösbare Diskrepanz, die das Erleben von Zeit mitunter schmerzhaft macht. Nur in polaren Bereichen löst sich diese Spannung, im Geschlechtsakt wie im Augenblicke reiner, geistiger Imagination. Gewiss sind dies nur kürzeste Augenblicke, wo aber die Zeit des Körpers sich zu einer kleinen Ewigkeit streckt.

– Sechs bis sieben Uhr morgens, das ist die aufgeräumteste Stunde des Tages. Kühle im Garten, helles, scharfes, abgrenzendes Licht, das fast wehtut.

– Sieben bis acht Uhr – beginne ich zu schwitzen und zu rauchen. Dann setzt der Tag ein, die schwelende Hitze, die Luft, die wie ein nasses, schweres Leintuch über einem liegt, das Rumoren des Blutes, das Arbeiten der Poren, eine flaue Lähmung im Bauch. Der unterirdische Rausch der Sinne.

– der Klumpen in meinem Hals ist doch ein wenig grösser als gestern. Ich bin müde, innerlich einfach abgeschichtet und entschliesse mich, heute zu lesen...

– Gegen Mittag. – Ich liege noch immer im Schaukelstuhl im Garten, rauche und trinke gegen den Knoten im Hals an. Obwohl ich nichts tue, gewährt mir das Schwitzen den Eindruck von angestrengter, intensiv geistiger Ar-

beit. Jetzt bin ich bereit, alle möglichen Erlebnisse auf sich beruhen zu lassen für einen einzigen, langdauernden Gedanken...

– die Klarheit ist nur eine Seite, die Vorderseite des Rätsels...

– das Rätsel ist das Dauernde; die Klarheit ephemer.

– ich vergesse, was gewesen ist...